

Lesebuch zur Kriegspsychiatrie

Autor(en): **Guggenbühl, Dietegen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **136 (1970)**

Heft 6

PDF erstellt am: **18.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-46150>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Lesebuch zur Kriegspsychiatrie

Major Dietegen Guggenbühl

Dieses Lesebuch will das Verständnis für die psychologischen und psychiatrischen Erscheinungen bei kämpfenden Truppen wecken. Bei der Erforschung des Kriegsbildes richtet sich das Interesse vornehmlich auf Kampfweisen und technische Mittel. Die nachfolgenden Zitate jedoch sollen auf den Menschen im Kampf hinweisen und die Kenntnisse vermitteln, die zu einer entsprechenden wirklichkeitsgerechten Schulung nötig sind.

Die Mehrzahl der Zitate behandelt die Verhütung und nur wenige die Erkennung psychiatrischer Erkrankungen bei der Truppe. Im Gegensatz zur ärztlichen Behandlung solcher Erscheinungen besteht nämlich die Verhütung aus Maßnahmen der Führung; sie muß deswegen den Vorgesetzten aller Grade vertraut sein.

1. Vorwort

Ein moderner Krieg wird gekennzeichnet sein durch

- große Geschwindigkeiten der (motorisierten, mechanisierten und lufttransportierten) Infanterie und der Waffenträger, wie Erdkampfflugzeuge, bewaffnete Helikopter und Panzer: dadurch wird die furchterregende Überraschung zur Alltäglichkeit des Kampfes;
- große Massenwirkung der Waffen wie gebündelte Schnellfeuerwaffen, Napalm, C- und A-Waffen: damit wird oft das Gefühl der Hilflosigkeit verbunden, was massiv Angst erzeugt;
- Auflösung der «Front» durch mechanisierte Stöße in die Tiefe und vertikale Umfassung durch lufttransportierte Truppen: dies fördert Überraschung und Verwirrung;
- routinemäßigen Einsatz von Beleuchtungsmitteln und Nachtsichtgeräten in großer Zahl: dadurch kann der Kampf praktisch pausenlos geführt werden, wodurch die Übermüdung noch an Bedeutung zunimmt;
- massive psychologische Kriegführung, die jedem heißen Krieg vorausgeht und ihn dann auch begleitet: ihr Ziel ist die Verunsicherung des Kämpfers, mithin die Erzeugung von Angst.

2. Grundsätzliches

Die Bewaffnung ist ein wichtiger, aber nicht der entscheidende Faktor des Krieges; der entscheidende Faktor ist der Mensch und nicht eine Sache. Das Kräfteverhältnis wird nicht nur von dem Verhältnis des militärischen und wirtschaftlichen Potentials, sondern auch von dem Verhältnis des menschlichen Potentials und der Moral der Leute bestimmt. Militärisches und wirtschaftliches Potential bedürfen des Menschen, der sie handhabt.

Mao-Tse-tung-Gedanken (Das «Rote Buch»).

Einen modernen Krieg kann man sich nicht ohne ideologischen Kampf vorstellen. Der Kampf an der unsichtbaren ideologischen Front spielt eine wichtige Rolle bei der Erringung des Sieges. Die Waffen, auch die vollkommensten und stärksten Waffen, können ohne Menschen nicht kämpfen. Es sind Menschen, welche die militärischen Operationen und den Krieg als Ganzes planen, die Kriegstechnik in Bewegung setzen, sich der Einwirkung der Waffen des Gegners aussetzen und dabei große physische und moralische Belastungen ertragen. Der Erfolg im Krieg hängt vom Verhalten der Soldaten und der Bevölkerung zu ihm ab. Folglich sind der Verlauf und der Ausgang des

Krieges vom moralisch-politischen Zustand des Volkes und der Angehörigen der Streitkräfte abhängig.

Seleznay, «Krieg und ideologischer Kampf»,
Moskau 1964; deutsche Übersetzung S. 4, Bern o. J.

3. Das Bild des Gefechtes

Im allgemeinen hat man im Gefecht eine unbelebte Landschaft vor sich, und gerade das vollständige Fehlen jeder sichtbaren Bewegung ist das sicherste Zeichen dafür, daß man sich in der Gefahrenzone befindet. Viele Leute allerdings haben dieses Warnungszeichen nicht erkannt oder nicht beachtet und sind so einfach in den Tod hineingestolpert. Auch nach dem Angriff, wenn die beiden Feuerlinien wieder stabil geworden sind, ist die Aufklärung in der eigenen Linie eine Detailsuche nach den Verstecken der Leute, die ohne Kroki noch immer weitgehend ergebnislos sein wird. Wenn man nicht weiß, wo suchen, kann man sich Kilometer um Kilometer der eigenen Hauptwiderstandslinie entlang bewegen, ohne ein Zeichen von Kampf zu finden. Erst wenn das Feuer auf dem Gefechtsfeld erloschen ist, zeigen sich die Truppen in zusammenhängender, krafteinflößender Schützenlinie, und der Laie hält dies, wenn er es auf der Kinoleinwand sieht, dann für das wirkliche Bild einer siegreichen taktischen Formation.

Während des eigentlichen Kampfes erinnert fast nichts an Verbindung und Zusammenhang. Von oben gesehen, sieht ein Angriff ähnlich aus wie ziellose Bewegungen einer Gruppe von Wasserflöhen. Die erste Wirkung des Feuers ist die Auflösung jeder sichtbaren Ordnung. Darin liegt die schrecklichste Überraschung für Truppen, die zum ersten Male in den Kampf kommen. Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Raschheit die eigenen Kräfte auseinanderfallen.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 94/95, Frauenfeld 1959.

Das Schlimmste am Gefechtsfeld ist seine Leere. Kein Mensch bewegt sich darauf. Man sieht wenig oder keine Anzeichen eines Kampfes. Über allem liegt eine große Ruhe, die viel unheilvoller wirkt als die gelegentlich ausbrechenden Feuerstürme.

Diese Leere ist es, welche des Soldaten Blut gerinnen läßt und ihm die Kehle zuschnürt. Diese Leere trifft ihn wie eine plötzliche Lähmung. Die kleinen Gefahren, denen er bisher im Leben begegnete, waren immer mit Erregungen verbunden gewesen. Jetzt ist eine große Gefahr da, aber sie ist gar nicht von Aufregung begleitet¹.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 45/46.

Als wir schließlich auf etwa 300 m an das Dorf herangewatet waren, begann das Feuer und ganz natürlich begann es nicht früher, denn die Russen wußten sehr wohl, daß wir ihnen auf diesem freien Schneefeld gar nicht entgehen konnten. Sehr bald bekam der erste Mann nicht weit von mir einen Schuß, fiel um und schrie. Ich kann nur sagen: Wie vom Blitz getroffen lag die ganze Kompanie im Schnee, einfach verschwunden, und ebenso die Nachbarkompanie. Das war der Moment, und ich will gleich hinzufügen, der einzige Moment, wo sich wahrscheinlich die Führung von vorn gelohnt hat; denn was in diesem kritischen Augenblick der gebrüllte Befehl vielleicht nicht vermocht hätte, das vermochte das Beispiel des weiterwatenden Offiziers. So ermanneten sich die Leute, das Gefecht kam in Gang, sehr spärlich von unserer Seite, da man bei dieser Kälte und in dem tiefen Schnee kaum die Waffen verwenden konnte, aber immerhin

¹ Dieses Bild gilt natürlich nicht für den massiven mechanisierten Angriff. Dieses Zitat hat also nur noch einen bedingten Aussagewert.

konnte man auf der nun erreichten Anhöhe, wo der Schnee etwas weggeblasen war, sich besser bewegen, zwar nicht laufen, aber doch sozusagen springen. Ich erreichte trotz allem das erste Haus, nur um zu meinem Entsetzen festzustellen, daß es sich gar nicht um das Dorf handelte, sondern um eine Reihe vorgelegter Scheunen. In diesem Augenblick fiel natürlich jeder Mut von mir ab. Wenn man schon einmal, fast völlig wehrlos, einige 300 m das feindliche Feuer unterlaufen hat und davon gekommen ist, dann möchte man es nicht noch einmal versuchen. Ich sprang in ein Schneeloch, erschöpft, außer Atem, und blieb dort. Wenige Sekunden später kam der erste Melder und erhielt noch im Fallen einen Brustschuß. Das ist ja nichts Erwähnenswertes eigentlich, aber das erstemal ist es doch sehr deprimierend. Das sind ja keine kranken Leute, die, schon geschwächt, im Bett liegen und dem Tode nicht mehr großen Widerstand entgegensetzen, ihn vielleicht sogar erwarten, sondern das sind junge Leute von bester Gesundheit, voll trainiert, die nun von einem Moment zum anderen sterben sollen. Und das will der Körper nicht, er empört sich einfach, und das ist ein sehr deprimierender Anblick.

Später weiß man das, und man weiß auch, was zu tun und zu sagen ist, aber im ersten Gefecht ist das neu und überraschend, dieser Heldentod, der nichts mit den üblichen Lesebuchschilderungen zu tun hat.

Rudloff, «Das erste Gefecht», «Schweizer Rotarier» Nr. 9/1965.

4. Das Töten

Aber die Armeen hochzivilisierter Länder sind vom zivilen Denken so stark beeinflußt, daß sie im Bestreben, keine Ideen zu verbreiten, welche zivile Empfindsamkeiten verletzen könnten, gelegentlich ihre eigenen Grundsätze mißachten. Das ist einer der Gründe, weshalb dem Feuer seine richtige Stellung nicht eingeräumt wird. Wir scheuen davor zurück, zuzugeben, daß Krieg in der Hauptsache Töten bedeutet, obschon gerade das die simpelste Wahrheit in diesem Buch ist. Aber eben, sie ist so simpel, daß viele Kriegsphilosophen daran vorbeigegangen sind zugunsten von Halbwahrheiten, die geheimnisvoller wirken.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 70.

5. Die Angst vor dem Töten

Instinktiv schießen wir auf das feindliche Mündungsfeuer. Mein «Usi» speit Feuer; Rami zögert. Ich brülle: «Rami, schieße!» Danach feuert auch Ramis «Usi». Wir laufen vorwärts, in dem hohen Unkraut strachelnd. Über uns explodiert eine Leuchtrakete. In ihrem hellen Licht sehen wir dicht neben uns drei ägyptische Kommandos in ihren Tarnuniformen. Ich ziehe durch, Rami und Itzig auch. Man konnte die Einschläge in den weichen Körpern sehen. Rami schrie als erster. Er stürzte vorwärts und schoß wie irrsinnig. Er schoß noch immer auf die drei, als sie schon längst tot waren. Dabei schrie er unaufhörlich, bis Itzig ihm beruhigend die Hand auf die Schulter legte: «Genug, Rami, es ist vorüber ...» Rami stand wie festgewurzelt. Er hatte zum erstenmal getötet ... Die «Usi» liegt nachlässig in seiner Hand, der Stahlhelm ist ihm in die Stirne gerutscht. Er schiebt ihn zurück. Nach Atem ringend, starrt er auf die drei Toten zu seinen Füßen.

...

Dani fragt besorgt: «Etwas nicht in Ordnung? Was ist mit Rami los?»

«Er hat einen Ägypter getötet ... zum erstenmal.»

Dani sagt verständnisvoll «Aha» und fährt weiter.

Jeder Soldat kennt dieses Gefühl des ersten Tötens. Wenn er

sieht, wie seine Kugeln in einen menschlichen Körper eindringen und der Mensch mit einem letzten Zucken zusammensackt.

Der erste Tote.

Unter dem dunkeln Himmel kehren meine Gedanken zurück zu meinem «ersten Mann». Es ist nicht dasselbe wie eine Mörsergranate, die einen Menschen von weitem trifft. Es ist ganz anders, wenn man den Gegner fallen sieht, sein von Schmerz verzerrtes Gesicht. Es war auf dem Weg zum Mitlapaß, Sinai 1956.

... In jenen Tagen war ich sehr schnell im Durchziehen. Mein «Usi» bellte, und ein ägyptischer Soldat sprang mit einer Karl-Gustav-Maschinenpistole aus dem Wagen und lief auf mein Feuer zu. Er lief, als wollte er mir etwas sagen. Plötzlich straukelte er, als wäre er über einen unsichtbaren Draht gestolpert, und brach leblos zusammen.

Jahre sind seit damals vergangen. Der Sinaifeldzug war blutig. Teure Kameraden fielen auf jenen Hügeln. Ich, als Soldat, schoß unzählige Male. Und doch, nie kann ich die Augen dieses Einen vergessen, die gebrochenen Augen meines ersten Toten. Das Zucken des Körpers, sein Ende.

In uns Juden ist etwas, das sich gegen das Töten empört. Wir sind erzogen worden, das Leben zu ehren und zu achten. Unser Glaube lehrt uns, die Ehre und das Leben eines jeden Menschen als heilig zu betrachten. Kein anderes Volk schätzt das Leben so wie die Juden. Verfolgt durch Jahrhunderte, haben wir etwas von dem Geheimnis des Todes gelernt. Plötzlich werden wir gezwungen zu töten. Eine Erschütterung, nur übertroffen von der Empfindung, wenn ein Kamerad neben dir fällt. Zuerst bemerkt man es gar nicht, das Bild der einschlagenden Kugeln im Körper des Feindes. Das Bild seiner weit aufgerissenen Augen. Das Bild des glühenden Laufs deiner Maschinenpistole. All dies erstarrt in Sekunden, wird tief im Unterbewußtsein begraben, existiert im Augenblick nicht. Jetzt herrscht der Krieg. Unser instinktiver Wille zum Leben läßt während der Schlacht keine überflüssigen Betrachtungen aufkommen. Die Erinnerung aber geht nicht verloren.

Lev, «Ich hasse den Krieg», S. 78–81, Frankfurt 1969.

... weil der Durchschnittsschütze weniger Hemmungen hat, auf ein Haus oder einen Baum zu schießen als auf ein lebendes Wesen. Um sich über diesen Punkt klar zu werden, ist es notwendig, den normalen Durchschnittsmann etwas näher ins Auge zu fassen, den man in die Uniform eines amerikanischen Infanteristen steckt.

Er ist das Produkt seines Heims, seiner Religion, seiner Schulung und der moralischen Gesetze und Ideale seiner Gesellschaft. Die Armee kann ihn nicht umformen. Sie muß die Tatsache hinnehmen, daß er aus einer Zivilisation kommt, in welcher der Überfall verbunden mit Totschlag verboten und verpönt ist. Die Lehren und die Ideale dieser Zivilisation sind gegen Töten, gegen rücksichtsloses Wahrnehmen seines Vorteils gerichtet. Die Scheu vor dem Überfall ist ihm so nachdrücklich beigebracht worden und ist von ihm so tief und durchdringend – praktisch schon mit der Muttermilch – aufgenommen worden, daß sie einen Teil der Gefühlswelt des normalen Mannes bildet. Das ist sein großes Handicap, wenn er ins Gefecht kommt. Er lähmt seinen Finger am Abzug, auch wenn er sich dieses Zwanges kaum bewußt ist. Weil es sich um eine gefühlsmäßige und nicht um eine verstandesmäßige Hemmung handelt, kann sie auch durch verstandesmäßige Überlegungen wie «Töte oder du wirst getötet» nicht beseitigt werden.

Frontkommandanten geben sich wenig Rechenschaft über die wahre Natur dieser geistigen Blockierung. Sie nehmen es mehr

oder weniger für gegeben an, daß, wenn der Mann während der Ausbildung gelernt hat, seine Waffe zu lieben, und Freude am Schießen bekommen hat, damit die Hauptschwierigkeit überwunden sei. Aber so einfach ist die Sache nicht.

Mehr Licht auf das Problem werfen die Studien der Armeepsychiater über die Ursachen von Kampfmüdigkeit auf dem europäischen Kriegsschauplatz. Sie zeigen, daß Angst vor dem Töten und nicht Angst vor dem Getötetwerden die hauptsächlichste Ursache für das Versagen im Gefecht ist und daß in zweiter Linie die Angst vor dem eigenen Versagen steht.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 82/83.

In einer durchschnittlich gefechtsgeübten Infanteriekompagnie betrug die Anzahl der Soldaten, die an einem mittelschweren Kampftag irgendeine Waffe gebrauchten, 15% des Bestandes. Bei besonders guten Kompagnien unter stärkstem Feindruck ging die Zahl selten auf über 25% hinauf, berechnet auf den gesamten Mannschaftseinsatz von Beginn bis zum Ende der Aktion.

Ich muß mich wohl noch etwas präziser ausdrücken. Meine Feststellung heißt nicht, daß während eines Kampfes die Durchschnittskompagnie mit durchschnittlich 15% ihrer Waffen ein Feuer unterhielt. Wenn dem so wäre, bestände gar kein Problem, denn das würde einen recht bedeutenden Waffeneinsatz während der Höhepunkte des Gefechtes zulassen.

Die Sache ist aber so, daß von hundert Mann in der Front während eines Kampfes durchschnittlich nur fünfzehn überhaupt ihre Waffe gebraucht haben. Das traf zu, ganz gleichgültig ob der Kampf ein, zwei oder drei Tage dauerte. Eine längere Kampfdauer beeinflusste dieses Verhältnis kaum.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 59.

6. Soldaten haben Angst

Je ne sais si c'est faute de savoir inspirer la valeur, qu'on nous fait accroire qui regnoit autrefois dans les Armées de Rome et de Carthage; ce qu'il y a de sûr, s'est que dans les nôtres il y a bien de gens qui n'ont pas un air bien assuré ...

Prince de Ligne, «Préjugés militaires», 1795.

Im Kriege ertragen Menschen und oft ganze Einheiten so schwere Prüfungen, wie sie in Friedenszeiten undenkbar sind. In der schweren Kampfsituation, besonders unter der Einwirkung von schweren Waffen, entsteht tatsächliche Lebensgefahr. Daraus entsteht das Angstgefühl. Es gibt keinen Menschen, der dieses Gefühl nicht hätte. Je nach den persönlichen Eigenschaften und je nach der Situation äußert sich die Angst in verschiedener Form.

Seleznov, «Krieg und ideologischer Kampf», S. 77/78.

7. Die Angst äußert sich in mancherlei vegetativen (= «nervösen») Erscheinungen

(«Heldenblut sieht braun aus»)

Neben uns liegt ein verängstigter Rekrut, ein Flachskopf. Er hat das Gesicht in die Hände gepreßt. Sein Helm ist weggepurzelt. Ich fische ihn heran und will ihn auf seinen Schädel stülpen. Er sieht auf, stößt den Helm fort und kriecht wie ein Kind mit dem Kopf unter meinen Arm, dicht an meine Brust. Die schmalen Schultern zucken

Ich lasse ihn gewähren. Damit der Helm aber wenigstens zu etwas nütze ist, packe ich ihn auf seinen Hintern, nicht aus Blödsinn, sondern aus Überlegung, denn das ist der höchste Fleck. Wenn da zwar auch dickes Fleisch sitzt, Schüsse hinein sind

doch verflucht schmerzhaft. Außerdem muß man monatelang auf dem Bauch liegen im Lazarett und nachher ziemlich sicher hinken.

Irgendwo hat es mächtig eingehauen. Man hört Schreien zwischen den Einschlägen.

Endlich wird es ruhig. Das Feuer ist über uns hingefegt und liegt nun auf den letzten Reservegräben. Wir riskieren einen Blick. Rote Raketen flattern am Himmel. Wahrscheinlich kommt ein Angriff.

Bei uns bleibt es ruhig. Ich setze mich auf und rüttele den Rekruten an der Schulter. «Vorbei, Kleiner! Ist noch mal gutgegangen.»

Er sieht sich verstört um. Ich rede ihm zu: «Wirst dich schon gewöhnen.»

Er bemerkt seinen Helm und setzt ihn auf. Langsam kommt er zu sich. Plötzlich wird er feuerrot und hat ein verlegenes Aussehen. Vorsichtig langt er mit der Hand nach hinten und sieht mich gequält an. Ich verstehe sofort: Kanonenfieber. Dazu hatte ich ihm eigentlich den Helm nicht gerade dorthin gepackt – aber ich tröste ihn doch: «Das ist keine Schande; es haben schon ganz andere Leute als du nach ihrem ersten Feuerüberfall die Hosen voll gehabt. Geh und schmeiß deine Unterhose weg. Erledigt –» ...

Remarque, «Im Westen nichts Neues», 1929.

Wir sind dann abmarschiert und erreichten pünktlich die Bereitstellungsräume, man gab seine Befehle, was alles sehr einfach war, eben ein Sandkastenspiel, und dann wurde es ein Viertel vor sieben, eine Viertelstunde vor Angriffsbeginn. Da aber passierte etwas Merkwürdiges. Da kam nämlich das Sprichwort zum Tragen, das wir alle kannten und das seit langer Zeit in der Armee gang und gäbe war, über das man aber nie richtig nachgedacht hatte, und dieses Sprichwort im typischen Jargon des Soldaten heißt: «Heldenblut sieht braun aus.» Plötzlich nämlich verschwanden die Soldaten, nicht alle natürlich, aber doch sehr viele, hinter einem Baum oder einem Strauch. Das war wirklich sehr merkwürdig für uns, wir wußten ja nichts von diesen Dingen, und es gab auch wirklich nicht den geringsten Grund zu irgendeiner Aufregung. Da war ein strahlender Wintermorgen, der Wald weiß verschneit, vor uns den Horizont begrenzend das Dorf Klinzy, aus dessen Schornsteinen der Rauch senkrecht in den klaren Himmel stieg – wahrscheinlich kochten dort die Russen ihr Frühstück –, kein Laut war zu hören, und dennoch passierte das. Warum? Offensichtlich, weil sich die Phantasie der Männer mit dem kommenden Angriff beschäftigte, und allein der Gedanke daran, daß dieses Gefecht vielleicht zum eigenen Tode führen könne, hat eine Revolte in den unteren Regionen des Bauches bewirkt. Die Herren Mediziner werden das sicher besser erklären können, für den Laien ist es einfach der Instinkt eines gesunden Körpers, der sich widersetzt, auch nur an den Tod zu denken. Das ist später immer wieder passiert, nur da wußte man das.

So aber, vor dem ersten Gefecht, hat sich jedermann in den Grund seiner Seele hinein geschämt und hat später diese Scham durch doppelte Tapferkeit sozusagen überkompensiert, was selbstverständlich zu unnötigen Verlusten führen mußte.

Rudloff, «Das erste Gefecht».

Ein amerikanischer Armeepsychiater befragte im zweiten Weltkrieg die Angehörigen zweier Divisionen, die im Pazifik im Einsatz gestanden hatten, nach der Häufigkeit angstbedingter somatischer Störungen; aus seiner Publikation (Kaufmann, «Psychosomatic Medicine 9 (1947), S. 104–109) stammen die folgenden Zahlen:

unter	zuweilen bis oft	nie
heftigem Herzklopfen	87%	8%
Gefühl der Schwäche oder der Lähmung	52%	37%
kaltem Schweiß	60%	31%
Zittern oder Schütteln am ganzen Körper	58%	28%
Steifheitsgefühl	52%	43%
unangenehmem Gefühl in der Magengegend	76%	17%
Übelkeit im Magen	60%	31%
Erbrechen	28%	62%
spontanem Stuhlgang	23%	72%
spontanem Urinabgang	11%	85%

8. Die Bedeutung des Vorgesetzten

(... und die sich daraus ergebende Konsequenz!)

Im zweiten Weltkrieg hatten im Pazifik amerikanische Armeepsychiater festgestellt, daß eine bemerkenswerte Korrelation zwischen der Anzahl der psychiatrischen Ausfälle und der Moral der Truppe bestand. Jeder von ihnen hatte sich auf die eine oder andere Art einen zwar inoffiziellen, aber nützlichen «Moral-Index» zurechtgelegt. Alle diese Indizes waren das Resultat einer Formel, in der die Häufigkeit der unerlaubten Entfernungen von der Truppe, der Geschlechtskrankheiten, der Krankmeldungen, der Disziplinarvergehen und ähnliches kombiniert wurden. Wenn dieser Index irgendwo das Maß überschritt, dann besuchte der Psychiater die betreffende Einheit, um, wenn möglich, die Ursache dieser Überschreitung herauszufinden. Es schien beinahe unvermeidlich, daß sich die Ursache jedesmal in dem einen Wort «Kommando» zusammenfassen ließ. Einer dieser Psychiater (Coleman) hatte folgendes Verfahren entwickelt, nach dem er regelmäßig vorging, wenn er irgendwo eine solche Situation bemerkte: Er referierte dem G 2 der Division darüber, und dann gingen beide zusammen zum stellvertretenden Divisionskommandanten, der sie darauf zur betreffenden Einheit begleitete. Oft war das Resultat ihrer Untersuchung so, daß der Einheitskommandant seines Postens enthoben werden mußte².

Berlien, «Amer. Jour. Psychiat.» 111 (1954), S. 91.

9. Die Bedeutung des Zusammengehörigkeitsgefühls

Auf dem Schlachtfeld fürchten sich alle, aber man wird beobachten können, daß jeder sich sorgfältig davor hütet, seine Furcht in Handlungen zum Ausdruck kommen zu lassen, die von den Kameraden als feig betrachtet werden. Den meisten Soldaten liegt nichts daran, außerordentliche Risiken auf sich zu nehmen; sie streben auch nicht nach Heldentum; aber es ist ihnen ebenso unangenehm, unter den Kameraden als untüchtig zu gelten.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 161.

Die «Alarmeinheiten», die in den zahllosen Krisenlagen des Rußlandkrieges aus Urlaubern, rückwärtigen Diensten und anderen zufällig greifbaren Soldaten aller Waffengattungen zusammengestellt und alsbald ins Gefecht geworfen wurden, erwiesen sich stets als ungewöhnlich panikanfällig. Die ihnen zugedachten Aufgaben vermochten sie nur selten zu lösen, weil sie meistens schon bei der ersten größeren Belastung kopflos auseinanderliefen und aufgegeben wurden. Mit verminderter Einsatzbereitschaft pflegten auch solche Truppenteile zu kämpfen, die in Notlagen aus ihren Stammverbänden herausgenommen

² Die amerikanischen Texte wurden weniger wörtlich, eher nach dem Sinngehalt übersetzt.

men werden mußten, um getrennt und unter fremdem Kommando vorübergehend irgendwo anders eingesetzt zu werden.

Die höchste Panikfestigkeit gewährleisteten *festgefügte Verbände*, also solche, die gliederungsmäßig zusammengehören und die auf Grund gemeinsamer Ausbildung und Erlebnisse zusammengewachsen sind. Die Soldaten solcher Verbände kennen sich gegenseitig und wissen, daß sie sich auch im Kampfe und in der Not aufeinander verlassen können. Kameradschaft und Tradition sind keine Fiktionen, sondern Realitäten, die sich entscheidend auf Einsatzbereitschaft und Kampfleistung auswirken.

Kissel, ASMZ 121 (1955), S. 655 ff.

Ein zusammengewürfeltes Kontingent leistet so lange wertvolle Arbeit, als es Bruchteile von verschiedenen Einheiten enthält, die direkt unter ihrem eigenen Subalternkader kämpfen. War das aber nicht der Fall und sammelte ein Offizier oder Unteroffizier eine Gruppe von Leuten, die er vorher nie gesehen hatte, und wollte sie in den Kampf führen, dann war das Resultat fast immer negativ. Die Leute bewegten sich nicht. Die Tatsache, daß sie die anderen nicht kannten, genügte ihnen als Entschuldigung dafür, daß sie nichts unternahmen. Aber selbst wenn es dem Führer sogar ausnahmsweise gelang, sie bis zum Kontakt mit dem Feinde zu bringen, so sprangen sie noch in diesem Moment in der Mehrzahl der Fälle ab und machten nicht mit. Truppen lassen sich willig von einem fremden Offizier oder Unteroffizier sammeln, sie marschieren auch meist mit ihm, aber sie wollen nicht für ihn kämpfen.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 165.

Beinahe jeder Kommandant, der in den Ardennen mitkämpfte, machte dieselbe Erfahrung und wies mich auf diesen deutlichen Gegensatz zwischen Einzelkämpfer und Gruppe hin. Einzelne abgesprengte Soldaten waren so wertlos, daß es sich erfahrungsgemäß kaum lohnte, irgend etwas mit ihnen zu unternehmen. Drei oder vier zusammen aber, die aus der gleichen Einheit stammten und einander kannten, kämpften in der Regel gut, wenn sie bei der Neueinteilung freundlich aufgenommen wurden.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 164.

10. Die Bedeutung der Information

Die Nachrichten sind die Grundlage der Moral im Gefecht und das ausgleichende Element einer erfolgreichen Taktik. Die Kriegführung unserer Epoche ist im allgemeinen sehr entwickelt, und wir sind um das Wohl der Truppe so besorgt, daß wir zum Beispiel von unserm Nachschub das Äußerste verlangten, damit frische Eier und Orangen auch während des raschesten in der Geschichte bekannten Vormarsches einer Feldarmee (Deutschland, April/Mai 1945) serviert werden konnten. Aber trotzdem haben wir noch kein Mittel gefunden, das wichtigste aller Kriegsbedürfnisse in reichlicher Menge herbeizuschaffen, nämlich Nachrichten (sc. für die Untergebenen).

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 97/98.

In einer Division führte mich der Divisionspsychiater zum kommandierenden General und sagt mir dabei: «Ich möchte, daß Sie den wirklichen Divisionspsychiater kennenlernen – ich bin nur sein Assistent!» Ich erfuhr, daß dieser General nach jedem Gefecht jede seiner Einheiten besuchte und dabei seinen Leuten an Hand von Karten und Krokis genau erklärte, was ihr Auftrag gewesen sei und warum er was von ihnen verlangt habe. Er forderte dabei die Soldaten zum Gespräch auf und beantwortete ihre Fragen. Kein Wunder, daß die psychiatrischen Ausfälle in dieser Division relativ gering waren.

Berlien, «Amer. Jour. Psychiat.» 111 (1954).

11. Die Bedeutung der Fürsorge

Was Friedrich der Große gesagt hat, gilt heute nicht weniger als zu seiner Zeit: «Der Kommandant soll sich seinen Soldaten freundlich zeigen, er soll mit ihnen auf dem Marsch sprechen, er soll sie beim Abkochen besuchen, soll sie fragen, ob sie recht gepflegt werden, und er soll ihnen ihre Sorgen abnehmen, falls sie welche haben.»

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 110.

Während militärischer Operationen gibt es nur einen triftigen Grund, Informationen von oben anzufordern, nämlich die Abklärung der Frage, wie man helfen könnte. Ein sinnloser Druck von oben – und damit meine ich einen Druck, welcher in keinem Verhältnis zu dem ist, was im Kampfe auf dem Spiele steht – zerstört nur das Vertrauen und verbraucht die Nerven der Untergebenen.

Marshall, «Soldaten im Feuer», S. 100.

Wahres Führertum fordert eigene beispielhafte Haltung, Fürsorge und Gerechtigkeit seinen Untergebenen gegenüber, dazu Erfahrung, Wissen und Können auf allen Ausbildungsgebieten, so wie es die «Einleitung» der von Generaloberst Ludwig Beck verfaßten «Truppenführung» in knapper Sprache zum Ausdruck bringt. Ich habe nie einen Zweifel darüber gelassen, daß ein Vorgesetzter, der durch Haltung, Fürsorge und Gerechtigkeit hervorstach, mir wertvoller erschien als ein nur taktischer Köhner, dem aber echtes Empfinden für Fürsorge und Gerechtigkeit mangelte.

Fretter-Pico, «Mißbrauchte Infanterie», S. 12, Frankfurt 1957.

Auch für die Bekleidung und Ausrüstung der Truppe konnte (im November 1941 in Rußland) viel getan werden. Winterbekleidung war nicht nachgeschoben; so fehlten vor allem Mäntel, Handschuhe und Ohrenschutz. Mit etwa sechzig durch den Bürgermeister sichergestellten Nähmaschinen wurden von Zivilschneidern und Näherinnen aus gesammelten Decken sowie Stoff- und Wollresten aller Art vor allem Unterjacken, Bauchbinden, Fußlappen, Ohrenschützer und Fausthandschuhe mit Daumen und Zeigefinder (um die Waffe bedienen zu können) gefertigt. Aus Stroh geflochtene Matten dienten zur Verwendung in den Stellungen, ebenso Holzsohlen als Stiefelunterlage für die Posten. Auch Schneehemden für die Spähtruppe, ja sogar Postenmäntel aus selbstgegerbten Lammfellen wurden hergestellt.

Fretter-Pico, «Mißbrauchte Infanterie», S. 60.

Stabsangehörige, Offiziere und Soldaten, die nicht der Ruhe pflegen, halten nicht durch. Alle Sektionen müssen einen Dienstturnus aufstellen und auf dessen Einhaltung bestehen. Bei lebhafter Gefechtstätigkeit unterliegt auch die Tätigkeit in den Stäben bestimmten Stoßzeiten. Für Armee und Korps treten sie eine bis drei Stunden nach Tagesanbruch und drei bis fünf Stunden nach Nachteinbruch ein. Bei kleineren Verbänden sowie in Verwaltungs- und Nachschubstäben liegen die Stoßzeiten anders, aber genau so regelmäßig. Bei Bedarf muß jeder Mann Dienst tun, doch treten solche Notfälle selten ein. Frische Leute halten länger durch und sind bei Hochdruck leistungsfähiger.

Aus den Allgemeinen Weisungen Nr. 1 der 3. US Army (Patton) vom 6. März 1944. Patton, «Krieg, wie ich ihn erlebte», S. 283, Bern 1950.

Aus einer Meldung, welche der Oberbefehlshaber West am 1. Dezember 1944 übermittelte: Je länger man die 19. Armee

in ihren schweren Kämpfen im Elsaß betrachtet, um so mehr steigt die Achtung vor einer Kampfgemeinschaft, die an sich nicht den Charakter einer wohlausgebildeten Armee hat, sondern im Grunde ein zusammengewürfelter Haufen ist. Trotzdem ist es gelungen, aus diesem Haufen durch die Kampfhandlungen eine Gemeinschaft zu machen. Allerdings ist sie heute eine nahezu voll erschöpfte Gemeinschaft. Der beste Wille, der sich in den hervorragenden Leistungen einzelner zeigt, wird durch die ununterbrochene Kampftätigkeit erschöpft. Viele der einzelnen Männer sind am Ende ihrer Kraft. Könnte man ihnen zwei Tage Schlaf geben, so würden sie ganz anders stehen.

Schramm, «Aus dem Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht» (dtv Nr. 130), S. 209/10, München 1963.

12. Psychiatrische Ausfälle sind im Kriege häufig

Roughly speaking for every five men wounded, one is killed and one becomes psychiatrically disabled.

Bartemeier et al., Jour. Nerv. Ment. Dis. 104 (1946), S. 358.

Einige Angaben über psychiatrische Ausfälle bei Kampftruppen (die Zahlen bedeuten Ausfälle pro 1000 Mann und Jahr).

Amerikanische Armee:

Im zweiten Weltkrieg 1. Armee (höchste Zahl)	101
9. Armee (niedrigste Zahl)	28
1944 bei allen Überseestreitkräften zusammen	43
(Verwundungen bei denselben Truppen, zum Vergleich)	86!
Koreakrieg (Juli 1950 bis Dezember 1952)	37
Vietnamkrieg (Januar 1965 bis Dezember 1966)	12

Britische Armee:

Im zweiten Weltkrieg 1940	8
1941	24
1942	21
1943	15

Zusammengestellt nach: Del Jones, Mil. Med., Dezember 1967, und Meyer, «Psychiatrie der Gegenwart» Bd. 3, S. 593 ff.

13. Übliche Reaktionen auf Angst und Schreck

Am ersten Tag des israelisch-arabischen Krieges (5. Juni 1967): Um uns her explodierten die Granaten. In dem Getöse erschien das Knattern der Maschinengewehre wie eine Schreibmaschine; nur das Pfeifen der Kugeln über unseren Köpfen gab ihnen einen gefährlichen Klang. Rami war von dieser neuen Musik der explodierenden Granaten wie hypnotisiert. Als das Schießen begann, saß er im Jeep und wartete auf mich, während ich die Stellungen inspizierte. Eine lange Weile saß er entgeistert da, als ob ihn die Granaten aus dem Konzept gebracht hätten. Itzig zog ihn aus dem Jeep. Beide krochen zu unserer Stellung, von der aus ich den Anfang dieses Krieges beobachtete. Itzig blieb ganz ruhig, als ob ihn die Umgebung gar nicht interessierte. Nur die Falte über seinem Auge vertiefte sich und verriet seine Sorgen. Rami lag auf der Erde und klammerte sich mit beiden Händen an den Stahlhelm. Ein Mörserschoß explodierte in unserer Nähe und warf eine Staubwolke auf. Um uns flogen Erdstücke und Steinsplitter wie aufgeschreckte Hornissen. Rami vergrub seinen Kopf in die Erde. Ich sah, wie er sich auf dem felsigen Boden wand, als wollte er sich in ihm vergraben. Als er seinen Kopf hob, sah ich in seinem Gesicht die Angst. Rami hatte Angst! Er war bleich. Dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, rollten über seine Augenbrauen und benetzten seine Augen. Von dort flossen sie langsam über die Nase zu seinen

verbissenen Lippen. Eine zweite Granate platzte neben uns. Jetzt waren wir alle mit Staub und Erde bedeckt. Ich betrachtete Rami und bemerkte, wie der Staub auf seinem schweißbedeckten Gesicht eine Maske bildete. Es war die lächerliche Maske eines Clowns, aus der ängstliche Augen hervorschauten. Plötzlich brach etwas in ihm.

Seine Augen, die mich ansahen, verengten sich. Die Staubmaske lächelte. Kurz darauf brach Rami in Gelächter aus, deutete auf mich und krümmte sich vor Lachen. Sein Lachen wurde immer lauter und machte mich wütend. Welch ein Anblick! Wir lagen auf dem Hügel neben der Grenze, in einem Ozean von feindlichem Feuer. Nicht nur, daß wir die Maschinengewehrläufe der Panzer sahen, die uns beschossen, wir sahen auch das Aufblitzen der Feldstecher der feindlichen Offiziere. In dieser Hölle wälzte sich Rami auf der Erde, bearbeitete mit seinen Fäusten wütend die Felsen und – lachte. Ich schlug ihm ins Gesicht, einmal, zweimal. Er zuckte zusammen und blieb dann regungslos liegen.

Lev, «Ich hasse den Krieg», S. 46/47.

Die meisten Überlebenden eines Nuklearangriffes werden reagieren, wie es auch sonst bei Überforderung üblich ist. Diese Reaktionen sind nicht alle von gleicher Dauer und Art und können in vielen Fällen eine lediglich vorübergehende Dienstunfähigkeit bewirken. Diese Leute erleben Eindrücke und werden sich betragen, wie das von andern Katastrophen bekannt ist: Einige werden Kopfschmerzen, vorübergehendes Versagen der Muskeltätigkeit, vorübergehende Schwierigkeiten beim Sprechen haben, Zittern oder gelegentlich Schütteltremor. Andere leiden unter Übelkeit und Erbrechen, unter Übererregung des sympathischen Nervensystems, wie Schwitzen an Händen und Füßen, Herzklopfen, Aufregung oder Atemnot. Wieder andere zeigen weitere psychische Störungen, wie Niedergeschlagenheit, Hilflosigkeit, Schwermut, Unmut, Erschöpfung, Übererregung mit Lachanfällen oder Bekümmertheit oder Ruhelosigkeit. Alle diese Symptome sind *übliche Reaktionen* auf Katastrophen. Personen, die darunter leiden, sind unglücklich, unruhig und niedergeschlagen. Sie sind aber nur sehr kurze Zeit dienstunfähig und werden keine spezielle medizinische Behandlung nötig haben.

Aus einem Lehrfilm der US Army.

14. Die einfache Kampfreaktion

Sie kündigt sich mit Reizbarkeit, Schlaflosigkeit und Geräuschempfindlichkeit an. Der schon im Kampf Erfahrene beginnt auf unspezifische, keine Gefahr ankündigende Sinnesreize zu reagieren, wobei sein «Zusammenfahren» sich oft mit einem abwehrenden Ausdruck verbindet. Der Mann fühlt sich übermüdet, innerlich unruhig und außerstande, in kurzen Ruhepausen sich zu entspannen oder zu schlafen. Er kann dabei schweigsamer werden oder auch gesprächiger, er verliert den Appetit, beginnt kettenzurauchen und, wo es geht, exzessiv zu trinken. Alles wird ihm zu schwer, er wirft Ausrüstungsteile, Verpflegung, Waffen, aber auch wertvolles persönliches Eigentum fort. Briefe aus der Heimat bleiben ungelesen. Er ist immer darauf bedacht, seine Kameraden nicht aus den Augen zu verlieren. In einem amerikanischen Bericht heißt es:

“A very weary, dirty and dishevelled man sitting with his head in his hands, trembling and jerking, muttering over and over ‘Shells and tanks, shells and tanks’ or ‘It was the 88s, Doc, the 88s all the time’ or ‘I can’t stop shaking’”.

Körperliche Symptome können in jedem Stadium der Dekompensation hinzutreten, oft gehen sie dem psychischen Versagen voraus: Appetitlosigkeit, Erbrechen, Diarrhöe, Tremor, aber

auch Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Herzbeschwerden, Rücken- oder Magenschmerzen, Blasenstörungen und Schweißausbrüche. Der Gewichtsverlust ist das konstanteste körperliche Symptom.

Meyer, «Psychiatrie der Gegenwart», Bd. 3, S. 576.

Die Eignung zum Kommando¹

Rückblick auf die psychischen Rekrutierungsbefunde von vierzig späteren Fliegerkommandanten

Major H-K. Knoepfel

Im ersten Weltkrieg nahmen psychisch bedingte Ausfälle von Soldaten in beängstigendem Maße zu. Es kam zu ganzen Epidemien von hysterischem Zittern. Man sprach von unklaren Zustandsbildern, wie Granatschock, Gasschock, *combat fatigue* oder bei den Fliegern von Aeronurosis und Abgeflogensein. Hysterische, neurasthenische und ängstliche Züge herrschten vor, waren aber gemischt mit Erschöpfung, oft auch Unterernährung und körperlicher Krankheit. Man erkannte schon damals, daß diese Zustandsbilder in neurotischer Weise den Konflikt zwischen Selbsterhaltung und Selbstachtung, das heißt der Angst vor der Gefahr und dem Wunsch, seine Pflicht zu tun, lösen sollten. Anfänglich wurde die echte seelische Not solcher Konflikte bagatellisiert, und psychisch erkrankte Soldaten wurden zu Unrecht als Drückeberger und Simulanten behandelt. Man übersah dabei, daß gerade moralisch Schwache nicht an derartigen Konflikten leiden, sondern sich ohne Hemmungen den Gefahren entziehen. Nur wertvolle, pflichtbewußte Kämpfer geraten überhaupt in diesen Konflikt zwischen Angst und Pflichtbewußtsein. Im zweiten Weltkriege wurde dann vor allem auf amerikanischer Seite die seelische Not überbewertet, und eine übertrieben weiche sanitätsdienstliche Politik führte dazu, daß sehr viele Soldaten aus psychischen Gründen die Front verließen und oft für lange oder immer seelisch invalid wurden. M. Bleuler hatte schon früh diesbezüglich gewarnt, und die Erfahrungen des Koreakrieges brachten mit der Zeit eine realistische sanitätsdienstliche Doktrin, die versucht, den Anforderungen der Aufgabe wie der Not des einzelnen gerecht zu werden. Heute betrachtet man psychische Kampfreaktionen als vorübergehende, bei kampfnaher und sachgemäßer Behandlung prognostisch günstige Leiden, die nur in wenigen Fällen von prämorbid psychisch auffälligen Kämpfern chronisch werden [8, 12, 14, 25].

Bei hochspezialisierten Truppen sind Abgänge besonders belastend, denn langfristig und intensiv ausgebildete Kämpfer können nur schwer ersetzt werden. Zudem gehen den psychischen Zusammenbrüchen meist Stadien verminderter Leistungsfähigkeit voraus, in denen die Kampfkraft sinkt und die Unfallgefahr steigt. So kam man schon im ersten Weltkriege dazu, U-Boots-Besatzungen und vor allem Flieger nach ihrer psychischen und körperlichen Eignung auszusuchen. Meist wurden Methoden verwendet, die gewisse psychische Leistungen möglichst exakt zu messen versuchen. Anfänglich stand bei den Fliegern die Reaktionsgeschwindigkeit im Vordergrund des Interesses, wohl weniger, weil sie für das Fliegen besonders wichtig,

¹ Aus dem fliegerärztlichen Institut (Chefarzt Dr. med. Ernst Hardmeier).